

General Dwight D. Eisenhower wurde Oberkommandierender über die Armeen von 12 verschiedenen Nationen in Europa.

Die nächsten Stationen seiner Karriere: Oberbefehlshaber der Invasion, dann Chef der amerikanischen Militärverwaltung für Deutschland. Aus Frankfurt holte man Eisenhower nach Washington zurück und machte ihn zum Generalstabschef der US-Armee. Was er mitbrachte, waren 36 Orden, ein Säbel mit 194 Perlen und 46 Turmalinen von Königin Wilhelmina der Niederlande, der Degen Napoleons von de Gaulle und eine Riesenmenge Erfahrungen militärischer, wirtschaftlicher und außenpolitischer Art.

Noch in den letzten Wochen seiner strategischen Arbeit hatte Ike die besten Chancen, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Aber er wollte nicht. Er verwies auf seinen Generalskollegen William T. Sherman, den die republikanische Partei 1884 zum Präsidenten machen wollte: „Wenn ich nominiert werde, werde ich nicht annehmen. Wenn ich gewählt werde, werde ich nicht arbeiten“.

Ike wurde trotzdem Kandidat wider Willen. Ein Gallup-Poll offenbarte, daß 35 Prozent der amerikanischen Wähler für Ike waren. Er nahm es schmunzelnd zur Kenntnis und strich sich von der Kandidatenliste.

Ike Eisenhower war noch nie so beliebt wie jetzt. Es hat den Amerikanern imponiert, daß er nicht nach der gebotenen Machtposition gegriffen hat. Eisenhower warnte vielmehr vor dem Hang, Generale oder Admirale mit zivilen Aufgaben zu betrauen.

Größere Bereitschaft zeigte er, als die „Gesellschaft der Heiligen und Sünder“ um seine Mitgliedschaft warb. Ike trat dem Verein hochstehender bekannter Amerikaner bei und wehrte sich nicht einmal gegen seinen Vereinsnamen „Rattenfänger“.

Militanter Sturmvogel

Fauzi ist nicht tot zu kriegen

In den kahlen Bergen Nordpalästinas ist die Nacht zum Tag geworden. Während tagsüber Jeeps mit schwer bewaffneten palästinensischen Arabern das Land nach jüdischen Angreifern abpatrouillieren, rumpeln nachts Lastwagen mit geschmuggelten Waffenladungen über die holprigen Straßen zu den arabischen Dörfern.

Manchmal transportieren sie auch menschliche Schmuggel-Frachten: an der nahen syrischen Grenze floriert allnächtlich der kleine Grenzverkehr so stark, daß die Juden bereits von einer Invasion sprechen. Die Grenzgänger: Araber aus Syrien, dem Libanon und Irak, die als Vorkommando der noch in Syrien stationierten „Befreiungsarmee für Palästina“ in das Land einsickern. Ihr Gepäck: Gewehre, Maschinenpistolen, Handgranaten und Munition.

Letzte Woche war unter den Grenzgängern ein stämmiger untersetzter Mann, der im Gegensatz zu seinen Kollegen weder eine Uniform noch arabische Kleidung trug, sondern in einem schlichten grau gestreiften europäischen Anzug erschien. Trotzdem wurde er von den arabischen Posten ehrfurchtsvoll begrüßt. Er brauchte keinen Namen zu nennen, keinen Ausweis zu zücken: Fauzi el Kaukji war seinen Landsleuten bekannt genug.

Der arabische Nationalheld war gekommen, um die Vorhut der von ihm kommandierten Befreiungsarmee zu inspizieren. In der zweiten Nacht kehrte der



In allen Garderoben gerecht
Ewiger Rebell Fauzi el Kaukji

„Adler“, wie die Araber Fauzi respektvoll nennen, wieder still und heimlich nach Damaskus zurück.

Die Zeit für eine offizielle Rückkehr Fauzis nach Palästina ist noch nicht da. Der stiernackige Mann mit den stahlblauen Augen und dem feuerroten Haar hat vorher erst andere Aufgaben zu erfüllen: seine Armee ist noch nicht ganz kriegsreif. In den Bergen des syrischen Hochlandes gibt Fauzi seinen Freiwilligen den letzten Schliff für den „Heiligen Krieg“. Es sind Studenten aus Ägypten, Beduinen von Transjordanien, Bankangestellte aus Syrien, Bauern aus dem Libanon und Oelarbeiter aus dem Irak.

Fauzi gilt in allen arabischen Ländern als der prädestinierte Mann für den geplanten Palästinakrieg. Der 60jährige „Adler“ ist sein Leben lang ein militanter Sturmvogel gewesen. Seine erste Uniform war türkisch. Auf Bildern aus dem ersten

Weltkrieg ist er als Offizier zu sehen, mit beiden Eisernen Kreuzen und dem Türkischen Halbmond geschmückt.

Spätere Bilder zeigen ihn in arabischer Kopfbedeckung, mit einem schweren Patronengurt und riesigem Zeiß-Feldstecher über einer erdfarbenen Feldbluse. Fauzi war damals in Syrien in französische Dienste getreten. Nicht für lange. Als Stratege des Kleinkrieges im Drusenaufstand von 1925 wurde er der erbitterteste Gegner seiner einstigen französischen Vorgesetzten.

Die von den Franzosen gegen ihn verhängte Todesstrafe konnte jedoch nicht wirksam werden: der „Adler“ war mittlerweile nach dem Irak ausgeflogen. Er erschien bald in der eleganten Hauptmannsuniform eines irakischen Generalstabsoffiziers, nun glatt rasiert und mit kurzem europäischem Haarschnitt, der die hohe Stirn deutlich hervortreten ließ.

Sechs Jahre später ging der Adler-Flug südwärts. Fauzi wurde Instruktionsoffizier bei Ibn Saud. Er verkrachte sich mit dem Wüstenkönig, als er sich offen auf die Seite eines Gegners von Ibn Saud schlug. Der „Adler“ flog wieder. Diesmal hinaus.

Fauzi hatte es satt, immer nur militärischer Lehrer zu sein. Er brannte darauf, seine Theorien in die Praxis umzusetzen. Die Gelegenheit war bald gegeben: die Araberunruhen von 1936 in Palästina. Mit einigen hundert Freischärlern ging Fauzi über die Grenze. Er brachte System in die wilde arabische Kampfführung und zeichnete für zahlreiche Gewaltakte gegen die Engländer verantwortlich.

Mit dem politischen Führer der Palästina-Araber, dem Jerusalemer Großmufti Haj Amin el Husseini, der ebenfalls gegen die Briten revoltierte, stand Fauzi allerdings auf Kriegsfuß. Er verabscheute den maßlosen persönlichen Ehrgeiz des Muftis. Obwohl die beiden sich niemals trafen (sie sahen sich zum erstenmal 1947 in Kairo) empfand es Fauzi als schlimmste Beleidigung, wenn man ihn als die rechte Hand des Mufti bezeichnete.

Wie die Franzosen hatten auch die Engländer mit der Todesstrafe gegen Fauzi kein Glück. Wieder bot der Irak dem Adler der Wüste Schutz. Fauzi revanchierte sich, indem er 1941 den irakischen Dik-



Schmuggelfracht aus Syrien: Fauzis Vorhut ist schußbereit

tator Raschid el Gailani in der Revolte gegen die Briten unterstützte. Diesmal erwischte ihn die Engländer wenigstens aus der Ferne. Bei einem Tiefangriff von RAF-Flugzeugen wurde Fauzi el Kaukji durch mehrere Schüsse schwer verwundet. Noch heute hat er einen Schußsplitter im Kopf.

Deutsche Flugzeuge, die damals die irakischen Rebellen unterstützten, brachten Fauzi nach Berlin. Aber während sein Exilkollege, der Großmufti, mit den Nationalsozialisten flirtete und in heftiger antibritischer Propaganda machte, blieb Fauzi offensichtlich in der Reserve. Er soll angeblich bald bei Hitler in Ungnade gefallen sein. Die 1945 vom NS-Rundfunk gemeldete Nachricht, er sei an der Ostfront gefallen, bewies das.

Denn Fauzi war wieder recht mobil, als der Krieg zu Ende war. Er tauchte im russischen Sektor Berlins auf und verschaffte sich ein Visum des Alliierten Kontrollrats für Deutschland. Mit seiner deutschen Frau, der er den arabischen Namen Tarfa gegeben hatte, ging er zunächst nach Paris. Im Februar letzten Jahres setzte er sich ins Flugzeug und kehrte in seine mittellöstlichen Jagdgründe zurück. Er wurde von seinen Landsleuten wie ein Held empfangen.

Seitdem ist in den arabischen Ländern die Begeisterung über die Rückkehr des verlorenen Sohnes nicht abgeebbt. Und nach dem neuerlichen Inkognito-Besuch Fauzis im Heiligen Land sind die Araber fest davon überzeugt, daß der Sturmvogel in aller Kürze gegen Palästina starten wird.

An der Antarktis-Tafel

Keine höfliche Angelegenheit

Die Besatzung von Punta Arenas, Chiles südlichster Garnison, hatte ihre Monturen auf Hochglanz poliert. Sie war dazu ausersehen, Chiles antarktische Ansprüche symbolisch zum Ausdruck zu bringen.

Der Kommandeur verlas auf dem großen Paradeplatz den Tagesbefehl der Heeresverwaltung: in der Antarktis wird ein Militärstützpunkt geschaffen, der nach dem chilenischen Nationalhelden „General O'Higgins“ benannt werden soll. „Die Besatzung für den Stützpunkt stellt Punta Arenas“, rief der „Jefe“ voll Stolz.

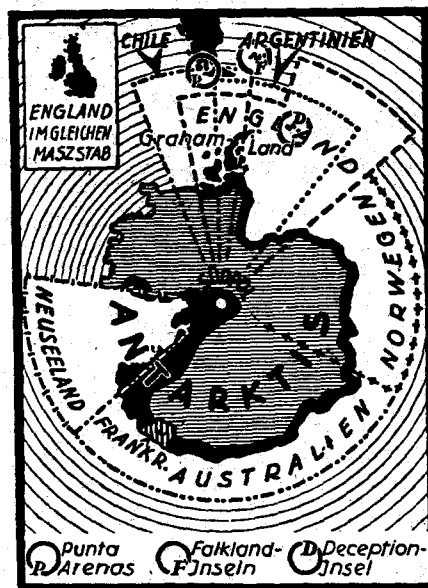
Auch Staatspräsident Videla hat eine symbolische Handlung vor. Er will seinen Palast in der sonnigen Hauptstadt Santiago verlassen, nach dem kalten Graham-Land fahren und dort offiziell das strittige Gebiet, auf das auch Großbritannien Ansprüche erhebt, für Chile in Besitz nehmen.

Von London kam ein geharnischter Protest. Großbritannien macht in Graham-Land ältere Rechte geltend. Chile argumentiert, die strittigen Gebiete gehörten von Rechts wegen zu Südamerika. Man zieht als Beweis die Geographie heran: die antarktischen Gebiete seien im Grunde nichts anderes als eine Fortsetzung des Anden-Gebirges.

Auch Argentinien zeigt in der Antarktis-Politik keineswegs die sprichwörtliche südamerikanische Höflichkeit. An der Themse ist man sehr enttäuscht, weil Argentinien auf der Enttäuschungs-Insel (Deception-Insel) eine Radiostation errichten will. Zwei heftige Protestnoten an Buenos Aires blieben ohne Erfolg. Man grub am La Plata vielmehr den alten Streit um die Falkland-Inseln aus. Die Argentinier erkannten die Gruppe nie als britischen Besitz an und nennen sie auf ihren Karten konsequent „Malvinas“.

Sogar das Oppositionsblatt „La Prensa“ machte diesmal Präsident Peron die Freude, in den von ihm intonierten Chorus einzustimmen. Sonst zeigt sich die „Prensa“ dem Staatsoberhaupt wenig gewogen und treibt ständig Opposition. Peron rächte sich, durch Auflagenkürzungen. Die Antarktis-Taktik der „Prensa“ versöhnte ihn allerdings wieder. Sie sprach von den „unbestreitbaren Rechten Argentiniens“ und warf den Briten „willkürliche Besetzung seit mehr als einem Jahrhundert“ vor.

Australien, Neuseeland und Frankreich wollen ebenfalls nicht zu kurz kommen und schalten sich in das Rennen um die Antarktis ein. Norwegen ist im Begriff, eine Expedition (mit schwedischer Hilfe) zu starten. Südafrika hißte kürzlich auf der Insel Marion seine Flagge, um „die Interessen der Union im Süden zu sichern“. Pinguine, Seelöwen und Albatrosse waren die einzigen Zeugen dieses Staatsakts. Dafür fand die Landungsmannschaft Munitionskisten deutscher Herkunft mit dem Aufdruck „Hüttendorfer — Nürnberg“. Man schließt daraus, daß die Insel während des Kriegs deutschen Uboosterstreitkräften als Schlupfwinkel diente.



Nur Onkel Sam steht noch abseits. Die USA haben bisher keine territorialen Besitzrechte in der Antarktis geltend gemacht. Sie erkennen aber auch nicht die Ansprüche der anderen Nationen an. Nach Washingtoner Ansicht kann ein Anspruch nur dann erhoben werden, wenn Angehörige der betreffenden Staaten sich dauernd in den antarktischen Gebieten niederlassen. Die bis jetzt eingerichteten meteorologischen und wissenschaftlichen Stationen genügen diesen Anforderungen nicht und seien nur als vorübergehend zu betrachten.

Lange Zeit war die Antarktis für die große Politik uninteressant. Mit dem zweiten Weltkrieg änderte sich das, nachdem auch das tausendjährige Reich auf Grund der Ergebnisse der „Deutschen Antarktis-Expedition 1938-39“ Gebietsansprüche erhoben hatte. Man lernte die Antarktis als U-Boot-Stützpunkt schätzen. Seit dem ersten Atombomben-Wurf auf Hiroshima ist sie auch als mögliche Fundgrube von großen Uranerz-Vorkommen begehrt.

Die Amerikaner haben jetzt eine neue Expedition in die Antarktis entsandt. „Wir können wahrscheinlich bessere und größere

Expeditionen ausrüsten als irgendein anderes Land“, brüstet sich die „Saturday Evening Post“. Aber, so wenden die Pessimisten in USA ein, mit Entdeckungen werden die strittigen Gebietsfragen der Südpolar-Gebiete noch nicht geklärt.

Das Problem wird auch für die USA akut werden, wenn irgendeine Macht dazu übergeht, Bodenschätze zu schürfen. „In diesem Fall wird die Teilung des großen Kontinents keine höfliche Angelegenheit mehr sein“, prophezeit der amerikanische Journalist Stacy Jones. Er fügt etwas bitter hinzu: „Die Tafel ist besetzt. Sieben Fremde haben sich bereits niedergelassen. Wilkes, Ellsworth und Byrd haben lange Zeit die Tischglocke geläutet. Wenn Onkel Sam sich nicht schleunigst in das Speisezimmer begibt, wird er überhaupt nichts zu essen bekommen.“

Auf Ein-Frauen-Kurs

Marokkanische Schlafzimmersorgen

Marokko hat es nicht mehr besser als andere Staaten dieser Erde. Das Land der Berber, das nach dem Kriege lange als märchenhafte Oase in der allgemeinen Inflationswüste galt, ist nun auch von der weltweiten Flutwelle hoher Preise und hoher Lebenshaltungskosten erreicht worden. War es für einen Araber beispielsweise noch vor etlichen Jahren nicht schwer, für 400 Franken ein Kamel zu erwerben, so kann er heute selbst bei geschicktem Feilschen den Preis kaum unter 12000 Franken drücken.

Was für die Marokkaner noch schlimmer ist: auch die Frauen sind teurer geworden. Vor dem Krieg war eine Frau mit 5000 Franken gut bezahlt. Heute muß ein Araber schon mindestens 10000 Franken anlegen, während Frauen aus den vielzitierten besseren Kreisen sogar olympische Preispfeile von 200 000 Franken und mehr erklimmen. Es handelt sich bei diesen käuflichen Damen um jene vier „hauptamtlichen“ Ehefrauen und die zahlenmäßig nicht limitierten nebenamtlichen Schlafzimmers-Gefährtinnen, auf die jeder Mohammedaner laut Koran ein gesetzliches Anrecht hat.

Aber mit den guten alten Harems-Zeiten geht es in Marokko langsam zu Ende. Nur wenige Paschas oder Kaida können sich noch die Juwelen und „Babouches“ (vergoldete Pantoffel) für vier Frauen leisten. Immer mehr Araber gehen zwangsläufig auf Ein-Frauen-Kurs. Nur wenige können sich allerdings mit der Monotonie der Monogamie befreunden. Wer sich nicht vier Frauen gleichzeitig erlauben kann, versucht wenigstens, während eines Jahres sein eheliches Leben mit vier verschiedenen Frauen etwas abwechslungsreicher zu gestalten.

Da der Koran die Ehe auf eine rein geschäftliche, von keiner Sentimentalität belastete Basis stellt, ist das ohne große koran-gesetzliche Hindernisse möglich. Um sich scheiden zu lassen, muß ein Araber seiner Frau vor Zeugen erklären: „Es ist besser, wenn Du in das Haus Deines Bruders zurückkehrst.“ Aus. Das ist die Scheidung.

Aber nicht nur finanzielle Sorgen machen den Marokkanern das Ein-Frauen-System schmackhaft. Ein Araber erläuterte einem AP-Korrespondenten die anderen, ebenso gewichtigen Gründe: „Unsere Frauen werden in ihren Forderungen nach Gleichberechtigung immer zudringlicher. Daher ist es nicht nur kostspielig, sondern es macht auch zu viele Umstände, einen Harem mit streitsüchtigen Frauen zu unterhalten. Es ist wirklich angenehmer, jeweils nur eine Frau zu haben.“